Nr. 206. 10. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 3041) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Sonntags-Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Stengele in Hamburg.

Donnerstag, den 3. September 1896.

Anzeigen
werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaux.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Die Wachskerze.

Wenn's mit der im „Reichsanzeiger“ verheißenen Militärstrafprozeß-Reform nur nicht geht, wie mit der Wachskerze des Kapitäns! Bei fürchterlichem Seesturm gelobte der Kapitän in der Stunde höchster Gefahr der Mutter Gottes eine Wachskerze so groß wie ein Mastbaum, wenn sie ihm zu Hülfe komme und Rettung bringe. Die Mutter Gottes war gnädig, der Sturm legte sich und das Schiff landete mit unbedeutender Havarie in der Heimath. Auf dem Wege nach seiner Wohnung kam der Kapitän am Schaufenster eines Lichtziehers vorbei und ersah sich eine meterlange Kerze zur Erfüllung seines Gelöbnisses. Als es aber an die Ausführung ging, war ihm auch die noch zu groß und die Mutter Gottes bekam — ein Dreipfennigkerzchen.

Die Vertrauensbuselmeier, vor Allem die Nationalliberalen, sind natürlich von der im „Reichsanzeiger“ versprochenen Wachskerze, pardon Militärstrafprozeßreform, vollauf befriedigt, sogar entzückt, wo nicht verzückt wie der naive „Schwäbische Merkur“, der, bevor die Erklärung im „Reichsanzeiger“ erschien, betrübt und niedergeschlagen und mauderig war wie eine Katze, der man die Jungen genommen, — nicht etwa wegen der Militärstrafprozeßreform selber, Gott behüte! diese Sorte Politiker ließe auch darüber mit sich reden und die Reform ad Calendas Graecas, zu deutsch auf den St. Nimmerleinstag verschieben, sondern weil diesen tapferen Mannesseelen schon das kleinste Konfliktchen mit der Krone und dem Militarismus Herzbeklemmung und Bauchgrimmen verursacht. Jetzt hängt ihr Himmel wieder voll Geigen, in lyrischer Verzückung sehen sie „den Spuk der Walpurgisnacht vor dem Schimmer des aufgehenden Maimorgens zerrinnen“.

Andere Leute, auch in bürgerlichen Kreisen, urtheilen nüchterner und denken: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Sogar in militärischen Kreisen Süddeutschlands steht man der Heilsbotschaft mit pessimistischem Skeptizismus gegenüber. Eine Zuschrift aus Offizierskreisen an den Stuttgarter „Beobachter“, die sich nach der Angabe dieses Blattes bis jetzt stets als gut unterrichtet gezeigt hat, versichert, daß ein den modernen Rechtsanschauungen entsprechender Entwurf überhaupt gar nicht existirt und führt weiter aus: Die gewundenen Erklärungen des Reichskanzlers und die nicht minder künstlichen Eiertänze des verflossenen preußischen Kriegsministers hätten eben lediglich den Zweck gehabt, den Reichstag für die Bewilligung der vierten Bataillone in günstige Stimmung zu versetzen, da man doch mit ganz leeren Händen selbst an diesen bewilligungsfrohen Reichstag nicht mit neuen Forderungen herantreten könnte. Was aber im Herbst an den Bundesrath endlich gelangen soll, versichert der Gewährsmann aus Offizierskreisen weiter, sei ein alter Schmöker, nämlich ein schon vor Jahren ausgearbeiteter Entwurf, der von modernen Rechtsgrundsätzen nahezu chemisch rein sei. Von Ständigkeit und Selbstständigkeit der Gerichte, von voller Oeffentlichkeit des Verfahrens sei gar keine, von Mündlichkeit desselben kann eine Spur in dem Entwurf, dagegen enthalte derselbe noch das famose Institut des die Untersuchung führenden Offiziers, der ohne Zuziehung eines Auditörs die Voruntersuchung leitet, und dann mit ein paar Kameraden zusammen Freiheitsstrafen bis zu sechs Wochen verhängt. Der Entwurf konservire ferner den „Gerichtsherrn“, der als Laie dem Juristen in die Untersuchung hineinsprechen kann, ebenso das Bestätigungs- und Kassirungsrecht für die gefällten Urtheile. Der Entwurf stände also hiernach noch unter dem bisher in Württemberg geltenden Recht, und noch viel weiter bliebe er hinter dem baierischen Militärstrafgesetz zurück.

Die vorbehaltenen „militärischen Besonderheiten“ sind vermöge ihrer Elastizität und Expansionsfähigkeit ganz dazu angethan, die Zugeständnisse an die modernen Rechtsanschauungen auf ein Minimum einschrumpfen zu lassen. Die Auffassung ist nicht abzuweisen, daß eine wirklich zeitgemäße Reform überhaupt nicht im Plane der leitenden Kreise liegt und man genug gethan zu haben glaubt, wenn man durch die Vorlage jenes alten Entwurfs ein Bischen guten Willen zeigt. Lehnt der Reichstag diese soi-disant Reform ab, dann wälzt die offiziöse Presse die Verantwortung dafür, daß nichts zu Stande kommt, auf die Volksvertretung und Alles bleibt beim Alten, was ja im Wunsche der dem Militärkabinet am nächsten stehenden Partei liegt. So lange aber die Sache im Reichstag schwebt, geht der große Flottenplan über die Szene und die Admiralskis des Zentrums können die byzantinischen Bücklinge nach Potsdam, die in Dortmund auf dem Katholikentag unterthänigst exekutirt wurden, in Thaten umsetzen und die Nationalliberalen an bewilligungslustiger Loyalität und Patriotismus ausstechen.

So lange der Reichstag keine geschlossene Majorität hat, die ebenso stramm und schneidig wie der Militarismus auftritt und so lange das Budget des Kriegsministeriums und Militärkabinets verweigert, zum Mindesten aber jede Mehrforderung für Militär und Marine beharrlich streicht, bis eine durchaus zeitgemäße Militärstrafprozeßreform unter Dach und Fach gebracht ist, insolange werden wir eine solche nicht haben.

Eine gute Wirkung hat übrigens die Publikation im „Reichsanzeiger“ immerhin gehabt, auch wenn die während des Preßsturmes gelobte Wachskerze auf ein Dreierkerzchen einschrumpft: sie hat verschiedenen Leuten wenigstens Konrage gemacht, ihre Ansicht aus dem verschwiegenen Busen an die Oeffentlichkeit treten zu lassen und zu Gunsten einer zeitgemäßen Reform das Wort zu ergreifen. So ist soeben eine Aufsehen erregende Schrift eines Ulmer Justizraths und Auditörs über die Reform des Militärstrafverfahrens erschienen, die sich entschieden für Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, sowie für Trennung der Anklage und Vertheidigung ausspricht. Auch der Reichsgerichtsrath Otto Mittelstädt tritt im letzten Heft der „Zukunft“ mit Nachdruck für die Oeffentlichkeit ein, indem er freilich gleichzeitig den Beweis liefert, daß diese Oeffentlichkeit gar nicht so gefährlich sei, weil sie auf Umwegen leicht zu Illusion gemacht werden könne.

Von der Weltbühne.

Die Wahlbewegung in Mainz-Oppenheim hat ihren Anfang genommen. In der Stadthalle fand am Montag Abend eine von 3500 Personen besuchte, von der sozialdemokratischen Partei einberufene Volksversammlung statt. Zunächst erstattete der Abgeordnete Ulrich als Vertreter der Stadt Mainz im hessischen Landtag Bericht über die Thätigkeit der sozialdemokratischen Abgeordneten in der Zweiten Kammer, während der Reichstagsabgeordnete Molkenbuhr-Hamburg über die Thätigkeit der Sozialisten im Reichstage referirte. Der Kandidat für die bevorstehende Reichstagswahl, Redaktör Dr. David, hielt seine Kandidatenrede, die mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Schließlich wurden Redaktör Dr. David und Schriftsetzer Haas als Kandidaten für die bevorstehende Wahl zum hessischen Landtag proklamirt.

Für die nächsten Tage bereits sind weitere Versammlungen im Kreise vorgesehen, in denen Dr. David sich den Wählern vorstellen wird. Der Wahlkampf wird mit altbewährter Thatkraft und Siegeszuversicht geführt werden.

Wie steht's mit der Zentrumspartei in Mainz? Mit dieser Frage beschäftigt sich die ultramontane „Köln. Volks-Ztg.“. Sie klagt, daß sich innerhalb der Zentrumspartei für die demnächstige Reichstagswahl noch nichts rühre, während die Sozialdemokratie bereits eine lebhafte Thätigkeit entfalte. „Das ist“ — fährt das Blatt fort — „eine unerfreuliche Nachricht, welche zu wenig angenehmen Betrachtungen anregt. Von den vorwiegend katholischen Großstädten des Deutschen Reiches sind München und Mainz diejenigen, auf welche die Zentrumspartei als solche mit der geringsten Befriedigung hinblicken kann. Beide waren während mehrerer Legislaturperioden durch hervorragende Mitglieder der Zentrumspartei vertreten und sind heute in sozialdemokratischem Besitz. Wenn die Zentrumspartei — übrigens mit vollstem Recht (!?) — darauf hinweist, daß sie auch die großen Städte gegen den sozialdemokratischen Ansturm zu halten verstehe, während die Großstädte mit überwiegend protestantischer Bevölkerung nahezu ausnahmslos der Sozialdemokratie anheimgefallen sind, so machen die Gegner in der Regel eine Handbewegung nach München und Mainz hin, welche beiden Städte allerdings unliebsame Ausnahmen bilden. Soll das so bleiben?

„Die Verhältnisse des Wahlkreises Mainz-Oppenheim sind schwierig, schon weil derselbe einen sehr starken Prozentsatz protestantischer Bevölkerung hat. Aber der Wahlkreis ist doch thatsächlich in den Händen des Zentrums gewesen. Und überhaupt hat Mainz in der katholischen Bewegung eine sehr ehrenvolle Vergangenheit gehabt. Wir brauchen nur an die Namen Ketteler, Heinrich, Moufang, Haffner zu erinnern, die so lange glänzende Mittelpunkte der General-Versammlungen der deutschen Katholiken gebildet haben und von denen in Wort und Schrift so viel fruchtbare Anregung ausgegangen ist. Auch sonst hat es in Mainz an hervorragenden katholischen Persönlichkeiten nicht gefehlt, welche weit über den Rahmen der Stadt hinaus vortrefflich gewirkt haben.

„Ebenso unverkennbar aber ist, daß die Zentrumspartei seit einigen Jahren in Mainz in starkem Rückgange sich befindet und eine Stellung nach der anderen verloren hat. Nicht nur hat sie die erste Stelle nicht behauptet, sie ist sogar auf die dritte zurückgedrängt worden. Die Gründe für diesen Rückgang wollen wir heute Angesichts der Wahl nicht im Einzelnen untersuchen; so viel ist aber gewiß, wo eine Partei derart von der Höhe herabgestiegen ist wie die Mainzer Zentrumspartei, da kann sie selbst nicht ohne alle Schuld sein.

„Wenn wir die Verhältnisse richtig beurtheilen, so laborirt die Mainzer Bevölkerung an einer gewissen Hinneigung zu einem verschwommenen Radikalismus, dessen Pflege oder doch schonende Behandlung in letzter Linie der Sozialdemokratie zu Gute kommen mußte und zu Gute gekommen ist. Schon unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes fühlte sich die Sozialdemokratie in Mainz derart, daß sie gradezu terroristisch auftrat. Wenigstens erinnern wir uns einer Reichstags-Wahlkampagne, in welcher die Sozialdemokraten — dieselben Leute, welche über Beeinträchtigung der bürgerlichen Freiheit durch das gegen sie gerichtete Ausnahmegesetz klagten — die Wählerversammlungen der Zentrumspartei sprengten, so daß nur eine einzige solche Versammlung zu Stande kam, in welcher zahlreiche Gensdarmen mit aufgepflanztem Bayonnett die Versammlungsfreiheit gegen die Sozialdemokratie schützen mußten.“ (Das ist eine Unwahrheit. Allerdings sind Versammlungs-„Sprengungen“ vorgekommen, aber lediglich in Folge der Unterdrückung der Redefreiheit durch ultramontane Versammlungsleiter. Und Thatsache ist, daß des Oefteren unsere Genossen von den Ultramontanen insultirt worden sind. Red. d. „Echo.“)

Das Blatt meint schließlich: „Es wäre an der Zeit, daß Alle, welche guten Willens sind, sich zusammenschließen, um das verlorene Terrain wieder zu erobern und bei der bevorstehenden Wahl ein Ergebniß zu erzielen, welches sich sehen lassen kann. Dazu bedarf es aber rechtzeitiger, umsichtiger, tüchtiger Arbeit, bei der namentlich auch dem Mainzer Preß-Organ der Zentrumspartei eine wichtige Aufgabe zufällt.

„Wenn je, so erscheint doch der gegenwärtige Augenblick „günstig“.“

Glaubt die „Köln. Volks-Ztg.“ wirklich selbst an die „Gunst“ des Augenblicks? Kann sie hoffen, daß von jetzt bis zur Wahl es dem Ultramontanismus möglich sein wird, des sogenannten „verschwommenen Radikalismus“ Herr zu werden?

Die Lässigkeit der bürgerlichen Parteien im Wahlkreise Mainz beklagt auch die „Voss. Ztg.“ und meint, diese Haltung müsse immer mehr befremden. Sie bemerkt weiter: „Sicher hätten die deutsche und freisinnige Volkspartei, sofern sie verbündet rechtzeitig in den Wahlkampf eingetreten wären, einen Erfolg zu erwarten gehabt, aber nun sind die Aussichten gering. Man hat noch nicht einmal einen Kandidaten zu finden vermocht; freilich trifft dies nicht nur auf die beiden genannten Parteien zu, sondern auch auf die Nationalliberalen und die einst so mächtigen Ultramontanen.“

Die Verschiebung der Berufsstände im Deutschen Reiche. Die Hauptergebnisse der Berufszählung vom 14. Juni 1895 werden in ihrer Bedeutung erst erkannt, wenn man sie mit denen der Zählung von 1882 vergleicht, der letztvorhergehenden. Nachstehende kleine Tabelle, in der wir nur die drei Hauptgruppen der Erwerbsthätigen berücksichtigen, gewährt hier einen Einblick.

	1882	1895
Gesammt-Berufsbevölkerung	45 222 113	51 770 284
Landwirthschaft	19 225 455	18 501 307
Industrie	16 058 080	20 253 241
Handel	4 531 080	5 966 845

Trotz der Bevölkerungszunahme von 6½ Millionen ist die Ziffer der landwirthschaftlichen Bevölkerung um ¾ Millionen gesunken, wobei noch zu beachten ist, daß im Vorjahre der Zählkreis für sie weiter gezogen war als 1882. Um mehr als 4 Millionen ist die Industriebevölkerung angewachsen, jetzt die stärkste Erwerbsgruppe im Reiche. Auch der Handel hat eine Zunahme von 1 400 000 Personen aufzuweisen.

Diese Verschiebungen in der wirthschaftlichen und sozialen Struktur des Volkskörpers, die innerhalb der kurzen Spanne Zeit von 13 Jahren vor sich gingen, sind sehr bedeutungsvoll.

Ein Gefühl des Neides, so meint die „Köln. Ztg.“, könne die übrigen Erwerbsgruppen beschleichen, wenn sie aus der Denkschrift des Landwirthschaftsministers erfahren, wie sehr sich die Regierung der Landwirthschaft annimmt. Das rheinische Organ der Großindustriellen erklärt:

„Schon aus dieser bloßen Aufzählung ist zu ersehen, wie Unrecht Diejenigen haben, die fortwährend darüber jammern, daß nichts für die Landwirthschaft geschehe. Wenn Angehörige anderer Berufsklassen die Denkschrift des landwirthschaftlichen Ministeriums lesen, werden sie vielleicht mit einem Gefühl des Neides auf die Landwirthe sehen, deren man sich in so kräftiger Weise annimmt, selbst dann, wenn es manchmal auf Kosten anderer Bevölkerungsklassen geschieht. Nur die Landwirthe vom Schlage der Plötz werden nicht aufhören, zu schreien, und zwar das Gebotene annehmen, immer aber auf ihrer alten Forderung der „großen Mittel“ bestehen bleiben, die sie als Agitationsmittel nicht entbehren können.“

Das ist durchaus zutreffend und auch die Voraussage am Schluß, der auch wir schon Ausdruck gaben, hat sich bereits erfüllt. Die agrarische „Deutsche Tagesztg.“ giebt ihrer Meinung über die Denkschrift dahin kund:

„Mehr als einmal haben wir Gelegenheit genommen, besondere Maßregeln zum Schutze der Landwirthschaft mit geziemendem Danke zu begrüßen. In eine Hymne des Dankes und Preises auszubrechen, liegt aber jetzt, wenige Wochen nach der Ablehnung des Margarinegesetzes, das auch nur ein „kleines Mittel“ war, keine Veranlassung vor. Es wird sich ja mehrfach Gelegenheit bieten, die einzelnen Ausführungen der Denkschrift unter die Lupe zu nehmen. Für heute mögen folgende Bemerkungen genügen: Ueberaus werthvoll ist uns das offizielle Zugeständniß, daß in früherer Zeit bisweilen die Interessen der Landwirthschaft vernachlässigt worden sind. Als wir Aehnliches sagten, hat man uns des Demagogenthums bezichtigt. Jetzt wiederholt die amtliche „Berl. Korr.“ dasselbe, was uns damals zum Vorwurf gemacht wurde. Das ist ein erfreuliches Zeichen wachsender Einsicht; und wir hoffen, daß der Tag nicht mehr allzu fern sein werde, wo die Einsicht sich in Thaten, d. h. in wirklich helfende Thaten umsetzt. Denn, wenn es richtig ist, daß die Landwirthschaft früher vernachlässigt worden ist, so hat sie jetzt ein unzweifelhaftes Recht auf besondere Rücksicht. . . . Es liegt uns vollkommen fern, über die Thätigkeit des Landwirthschaftsministeriums und seinen guten Willen abzusprechen. Wenn man aber das Geschehene über seinen thatsächlichen Werth hinaus steigert, so verliert es an Werth und wird minder gewürdigt. Das hätten die Verfasser der Denkschrift etwas mehr berücksichtigen können. . . . . Das System der kleinen Mittel, das seiner Zeit unter dem Vorsitze des Kaisers der Staatsrath erwog und empfahl, weist noch bedenkliche Lücken auf. So lange diese Lücken nicht ausgefüllt sind, so lange wenigstens nicht ein verheißungsvoller Anfang damit gemacht ist, so lange noch Forderungen, die weder gegen die Handelsverträge noch gegen andere berechtigte Interessen verstoßen, kurzerhand abgelehnt werden, so lange noch Gesetzentwürfen, die von der gesammten Landwirthschaft gefordert werden, die Zustimmung versagt wird, darf man den Landwirthen nicht übelnehmen, wenn sie an der vollkommenen Würdigung ihrer Interessen zweifeln.“

Ja, wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt, will er die ganze Hand.

Betreffs der Gänseeinfuhr aus Rußland erklärt die „Nordd. Allg Ztg.“ die Meldung für unrichtig, daß bereits ein Gutachten der Veterinärkommission vorliege, die betreffende Kommission habe sich nur darüber äußern sollen, ob der Ansteckungsstoff der Geflügelcholera durch thierärztliche Untersuchung der die Grenze passirenden Gänse, eventuell durch Einrichtung von Quarantäneanstalten fern gehalten werden könne. Das Gutachten, welches sich auch darüber auslassen soll, wie lange die Quarantäne eventuell zu dauern hätte, sind noch nicht eingegangen, und Entschließungen sind noch nicht eingetroffen.

Aus der Stadt der „reinen Vernunft“. Der in Königsberg zwischen der Bürgerschaft und dem Militär- und Verwaltungsbehörden ausgebrochene Streit zieht weitere Kreise. Die Behörden haben einen Verbündeten bekommen. Die Korps und Burschenschaften, die Sauf-, Pauk- und Radau-Fachvereine der studentischen Jünglinge, haben sich dem Boykott gegen den Börsengarten angeschlossen. Was hat dieses Studententhum auch noch mit dem Bürgerthum zu thun? Seine höchste und heiligste Idee ist das Reserveoffiziersthum. Solche Menschlein spielen vernünftigen Bürgern keinen Schabernack, wenn sie deren geselligen Kreisen fern bleiben. Man sieht sie lieber auf den Rücken, als in's Gesicht.

Um ihr Vereinsrecht kämpfen müssen die Arbeiter allüberall in den deutschen „Rechtsstaaten“. Nicht zum Wenigsten auch in Baiern. Am 20. Februar d. J., zu der Zeit, als der Konfektionsarbeiterstreik das öffentliche Interesse beschäftigte, wurde in Nürnberg eine von sozialdemokratischer Seite einberufene öffentliche Schneider-Versammlung abgehalten, die vorschriftsmäßig angemeldet und polizeilich überwacht war. Vor Eintritt in die Tagesordnung verlangte der Polizeibeamte vom Vorsitzenden, daß die anwesenden Frauen und Minderjährigen ausgewiesen würden, und beharrte bei diesem Verlangen, obgleich ihn der Vorsitzende ersuchte, wenigstens bei dem ersten Gegenstande der Tagesordnung, „Der Stand des Konfektionsarbeiterstreiks“, deren Anwesenheit als Interessenten nicht zu beanstanden.

Die Angelegenheit wurde dann auf dem Beschwerdewege weiter verfolgt; und jetzt liegt die vom 31. Juli datirte Entschließung des Ministeriums des Innern vor. Sie besagt, daß bei Eröffnung der Versammlung noch kein zwingender Anlaß vorgelegen habe, die Entfernung der Frauen und Minderjährigen zu verlangen. Die Tagesordnung sei so gefaßt gewesen, daß die Erörterung sich in den durch § 152 der Gewerbeordnung bezeichneten Schranken halten konnte. Es hätte genügt und mit Rücksicht auf die damalige Lohnbewegung „entsprochen“, wenn der Polizeibeamte erklärt hätte, die Einleitung strafrechtlicher Verfolgung auf Grund des baierischen Vereinsgesetzes müsse in Erwägung gezogen werden, wenn unter Ueberschreitung der in § 152 G.-O. gezogenen Schranken das „Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten“ betreten werde. Für die Auffassung des Polizeibeamten, daß eine sozialdemokratische Parteiversammlung beabsichtigt war, hätten allerdings schon vor Beginn der Versammlung bedeutsame, wenn auch keine ausreichenden Gründe geltend gemacht werden können. Als einen solchen „bedeutsamen Grund“ hebt die Entschließung die Form der Anmeldung der Versammlung hervor. Sie stellt sich damit auf den bemerkenswerthen Standpunkt, daß, wenn Jemand vorsichtshalber mehr thut, als das Gesetz dem Buchstaben nach verlangt, er trotzdem derjenigen möglichst strengen Handhabung und Auslegung des Gesetzes unterliegt, welche seine Handlung, nicht seine Absicht zuläßt.

Unser Nürnberger Parteiorgan zieht aus der Entscheidung die sehr zutreffende Nutzanwendung: daß man niemals über die unerläßlichen Anforderungen des Gesetzes hinausgehen dürfe.

Die deutsche Volkspartei hält laut Bekanntmachung des engeren Ausschusses ihren diesjährigen Parteitag am 11. und 12. Oktober in Ulm ab. Die Tagesordnung weist u. A. folgende Punkte auf: „Die neue Marinepolitik und ihre Gefahren.“ Referent: Reichstagsabgeordneter Galler. „Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit auf kommunaler Grundlage.“ Referent: Herr Leopold Sonnemann. Der Zutritt zum Parteitage ist nur Mitgliedern der Partei gestattet.

Mit „Lutherzorn“ droht die nationalliberale „Badische Landeszeitung“ dem Zentrum, weil dasselbe „das ganze deutsche Volk in einen traurigen Zustand politischer Zerrissenheit und Schwäche versetzt hat“. Das kann nicht länger so gehen; es „muß anders werden“; der „Lutherzorn“ soll über's Zentrum kommen. Die „Bad. Landesztg.“ läßt sich vernehmen:

„Was die Protestanten um des lieben Friedens willen sich in den letzten Jahren von dem Uebermuth der Zentrumspresse gefallen ließen, das ist kaum zu sagen. Endlich, wenn alle Nachgiebigkeit nichts nützt, wird ja auch hier einmal die Geduld zu Ende gehen und man sich daran erinnern, wie Luther sich gegen Angriffe zu verhalten pflegte, und welche Ansicht er von den Leisetretern hatte. Es gährt schon lange in diesen Kreisen, und gewisse Vorkommnisse der letzten Zeit, die wie eine Belohnung für die den Protestanten zugefügten Kränkungen aussahen, werden noch lange nachwirken.“

Die ultramontane Presse macht sich über diese Drohung lustig.

Daß Minister Verbrechen anpreisen, ist eine ganz neue Erscheinung. Es war dem französischen Ministerpräsidenten Méline vorbehalten, der Welt diese Ueberraschung zu bereiten. In einer Unterredung mit einem Mitarbeiter des monarchistischen „Gaulois“ äußerte er seine Freude über die neulichen Kunstdelikthaten in Nordfrankreich. Er nennt das „harte Schlappen, die der Sozialismus erlitten hat“. Die feigen Ueberfälle der von Unternehmer-Agenten aufgestachelten Banden sind ihm Akte der „Eigenwehr des Volkes, das gegen die kollektivistischen Umtriebe die starken patriotischen Ueberlieferungen kräftig hochhält . . .“ Mit unfreiwilligem Humor deutet er ferner die blutigen Vorgänge als ein günstiges Zeichen für die Fortdauer seines Ministeriums, welches darauf hinarbeite, dem Lande „Ordnung und Frieden“ zu sichern. — So allbekannt Mélines Beschränktheit ist, derartige Aeußerungen hätte ihm doch Niemand zugetraut. So spricht kein Regierungshaupt eines zivilisirten Staates, sondern höchstens ein skrupelloser Bandenführer der südamerikanischen Putsch-Republiken. Unser Lille Parteiblatt „Réveil du Nord“ berichtet, die Knüttelhelden von Wahagnies hätten sich mit der ihnen zugesagten Straflosigkeit gebrüstet. Nun haben sie mehr als das: die Verherrlichung ihrer Thaten durch den Ministerpräsidenten und die Aufmunterung zur weiteren „Konsolidirung“ des Ministeriums vermittels des Knüttels.

Der tückische Zufall fügt es, daß gleichzeitig mit der Méline'schen Verherrlichung von Kriminalthaten das Pariser Zuchtpolizeigericht den Verantwortlichen des Anarchistenblattes „Libertaire“ zu 1 Jahr Gefängniß nebst 500 Francs Buße verurtheilte, und das grade wegen „Verherrlichung von

Eine Tochter der Philister.

Roman in zwei Bänden von Hjalmar Hjorth Boyesen.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen
von Auguste Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

Solche Folgerungen sind freilich nie ganz sicher, denn wir erinnern uns an eine Menge von Fällen, in welchen junge Damen aus ihnen selbst unbekannten Gründen am Abende einen Bewerber abwiesen, den sie am anderen Morgen genommen hätten, oder im Gegentheil, daß sie den Antrag eines Mannes annahmen, den sie eigentlich abweisen wollten. Alma hatte sich indessen während des kurzen Spazierganges durch die Gewächshäuser klar gemacht, daß Wellingford der einzige Mann ihrer Bekanntschaft war, dessen Karakter und Erscheinung ihr ganz zusagten, und anscheinend in Bewunderung versunken stehen bleibend, um einen riesenhaften, flammenzüngigen Kaktus zu betrachten, faßte sie den Entschluß, die Entwicklung der Sache auf seine Weise zu beschleunigen. Sie fühlte sich den Umständen so überlegen, wie sich ihnen jede schöne Frau überlegen fühlt. Das Leben lag wie ein Siegeszug vor ihr und sie hätte sich nicht vorstellen können, daß irgend etwas im Stande sein sollte, ihren Willen auf die Dauer zu durchkreuzen. Um so schwerer wurde es ihr, ihren Unwillen zu bemeistern und zu verbergen, als sie in diesem wichtigen Augenblicke einen ihrer Anbeter — einen Mr. Timpson, der seine neue Yacht „Alma“ getauft hatte — herbeikommen sah. Ein knabenhaftes Entzücken leuchtete, als der junge Mann ihrer ansichtig wurde, in seinen Augen auf, und Alma war nahe daran, ihre Anziehungskraft zu verwünschen.

„Wie soll ich das verstehen?“ rief Timpson. „Hatten Sie sich absichtlich vor mir versteckt, oder hat mich Harry Wellingford etwa durch Hexerei ganz und gar aus Ihrer Erinnerung verwischt?“

„So ist's, Dan,“ entgegnete Harold lachend. „Ich spielte die Kalypso — Miß Hampton sog den Zaubertrank meiner Stimme ein — tiefes Vergessen umfing sie, und selbst der wohlklingende Name Timpson entschwand ihrem Gedächtnisse.“

„Ich habe es ja immer gesagt, daß Wellingford ein gefährlicher Karakter ist,“ sagte Timpson mit schalkhaftem Ernste, „und Sie erinnern sich, Miß Hampton, daß ich gewissermaßen für ihn verantwortlich bin, denn ich war es, der ihn vorstellte, als er damals in Newport Ihr Boot in so piratenhafter Weise enterte.“

„Ich spreche Sie von aller Verantwortlichkeit in dieser Sache los, Mr. Timpson,“ gab Alma zur Antwort, indem sie seitwärts an ihrer Schleppe hinabsah. „Sie wissen, ich verkehre gern mit gefährlichen Menschen. Das Einzige, was ich an einem Manne nicht aushalten kann, obgleich ich es bei Frauen verzeihe, ist harmlose Mittelmäßigkeit.“

Dabei nahm sie Timpsons Arm, um mit ihm in den Tanzsaal zurückzukehren. Aber auf halbem Wege drehte sie sich um.

„Mr. Wellingford, Sie haben mir meine Tanzkarte nicht wiedergegeben,“ sagte sie.

„Verzeihen Sie nur noch einen Augenblick, ich möchte nur meine Chiffre an die Stelle des Namens Ihres Bruders schreiben, denn ich ertrage eine Vernachlässigung nicht so leicht und ergebungsvoll wie Timpson.“

Damit kritzelte er etwas auf die Karte und händigte sie dann Alma ein.

„Ist das Ihr Name, Mr. Wellingford?“ fragte Alma mit plötzlichem Erröthen und einem drohenden Aufblitzen ihrer schwarzen Augen.

„Es ist mein symbolisches Zeichen — mein Totem, wie es die Indianer nennen.“

Timpson warf einen neugierigen Blick auf die Karte, welche eben hinter dem Fächer verschwand, und sah, daß Wellingford ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz darauf gezeichnet hatte.

* * *

Gegen zwei Uhr Morgens hatte Wellingford das Glück, Alma nach ihrem Wagen zu geleiten. Walther, welcher einen Moment zurückgeblieben war, um sich eine Zigarre anzuzünden, hielt Harold, als er an ihm vorüberging, zwei Finger hin, hüllte sich dann in seinen langen englischen Ueberzieher und nahm an der Seite seiner Schwester Platz.

„Wirst Du Dich auch gewiß nicht erkälten, lieber Walther?“ sagte Alma, sich mit spöttischer Aengstlichkeit zu ihm beugend. „Willst Du nicht lieber noch einen von meinen Shawls umnehmen?“

„Nein, danke, liebes Kind,“ gab er, ohne die Ironie zu bemerken, zur Antwort. „Ich fühle mich sehr behaglich.“

„Ich auch. Ich habe es so besonders gern, wenn in einem geschlossenen Wagen geraucht wird.“

„Freut mich, zu hören (paff), daß Dein Geschmack mit dem meinigen (paff) so ganz übereinstimmt.“

Harold kam in einer Art von Verzückung nach Hause. Die Musik lag ihm noch in den Ohren, die Tanzbewegung dröhnte noch durch seine Nerven und er empfand das instinktive Verlangen, irgend etwas Erstaunliches, Ungeheuerliches zu thun. Aber in einer Dachstube ist um drei Uhr Morgens die Gelegenheit zu solchen Dingen unglaublich beschränkt, und so zündete er, da er nichts Besseres vorzunehmen wußte, seine lange deutsche Pfeife an und füllte den Raum mit dicken Rauchwolken. Dabei schritt er unruhig im Zimmer auf und ab, griff in der Zerstreuung bald nach einem geschnitzten Papiermesser, bald nach einem bronzenen Leuchter oder nach irgend einem anderen Gegenstande, der ihm grade zur Hand lag, starrte diese Dinge an, als hätte er sie nie zuvor gesehen, und legte sie wieder weg, als begreife er nicht, wozu sie eigentlich bestimmt seien und welchen Zwecken sie dienten. Er vermochte weder zu Bett zu gehen noch still zu sitzen, und obwohl er im Grunde nicht das geringste Positive zu sagen gewußt hätte, empfand er das brennende Verlangen, sich Jemand anzuvertrauen. Wäre sein Vater in erreichbarer Nähe gewesen, er würde ihn selbst zu dieser ungewöhnlichen Stunde aufgesucht haben. Aber da dies nicht anging und der Telegraph sich nicht für zärtliche Geständnisse eignet, so wählte Harold die einzige mögliche Form der Mittheilung, das heißt, er setzte sich nieder und schrieb einen Brief an seinen Vater.

Hier dürfte denn die Zeit gekommen sein, einige Mittheilungen über diesen Vater im Besonderen und die Familie Wellingford im Allgemeinen einzuflechten.

Ein Wellingford zu sein, war an und für sich eine Auszeichnung, welche kein Glied der Familie so leicht außer Acht ließ. Die Wellingfords, alle blond und blauäugig, waren ohne Ausnahme studirte und gelehrte Leute, Richter oder Geistliche, gewesen, und würden, wenn sie in ihren dunklen Talaren, vom sechszehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage, in einer Reihe aufgezogen wären, eine sehr stattliche Prozession gebildet haben. Der erste Bruch mit diesen Ueberlieferungen der streng puritanischen Familie fand unseres Wissens zu Anfang dieses Jahrhunderts statt und wurde durch den Richter Jeremias Wellingford herbeigeführt, welcher, wie man sich zuflüsterte, ketzerische Bücher las, in Bezug auf die Dreieinigkeit gottlose Zweifel hegte und seinen ältesten Sohn, anstatt Gideon — wie sein eigener Vater und ein halbes Dutzend von seinen Vorfahren geheißen hatte — Hugh Wellingford taufen ließ. Die unverheiratheten Tanten, welche in gewissen Abständen wie unfruchtbare Zweige am Stammbaume der Familie Wellingford erschienen, kreuzten und segneten sich ob solchen lästerlichen Beginnens und würden ohne allen Zweifel Jeremias verstoßen und verleugnet haben, wenn er nicht das Haupt der Familie und als solches Gegenstand hoher Verehrung gewesen wäre — aber sie beruhigten sich doch erst dann einigermaßen, als es ihnen gelungen war, in den Familienarchiven ein früheres Beispiel ähnlicher Art aufzustöbern, wodurch der Fall des abtrünnigen Jeremias an Schrecklichkeit etwas verlor.

Möglicherweise übte der Umstand, daß Hugh Wellingford gewissermaßen als die Verkörperung dieses Bruches mit geheiligten Familienüberlieferungen gelten konnte, einen bestimmenden Einfluß auf seine Entwicklung aus. Wenigstens gab er, als er heranwuchs, seinen Tanten vielfache Gelegenheit, in der Familiengeschichte nach entschuldigenden Erklärungen für allerlei Seitensprünge und Ausschreitungen zu suchen, und wäre er nicht gar so hübsch und liebenswürdig, nicht so ganz und gar gemacht gewesen, sich von unverheiratheten Tanten verziehen und verhätscheln zu lassen, sie würden ihn aufgegeben und in sein Verderben haben laufen lassen. Wie die Dinge lagen, begnügten sie sich damit, die Rolle des Chores in den griechischen Tragödien zu spielen, indem sie von Zeit zu Zeit ihr: „Wehe, wehe!“ riefen und sich in allgemeinen Betrachtungen über den Helden und seine Thaten ergingen.

Von pflicht-puritanischem Standpunkte betrachtet, waren Hughs Missethaten vielleicht gar nicht so himmelschreiend, wie sie seinen weiblichen Verwandten erschienen. Von Natur Feinschmecker und Lebemann, fand er keinen Gefallen am Fasten und an Kasteiungen. Er war ein gewiegter Kenner von Wein, Zigarren und schöngeistiger Literatur, aber Kürbispasteten, Bostoner Grobbrot und andere gute Dinge, für welche jeder Bürger Neuenglands sich schicklicherweise zu begeistern hat, sagten seinem Geschmacke nur wenig zu. Dagegen fanden starkriechender ausländischer Käse, Kaviar, Gänseleberpasteten und ähnliche aus der Fremde stammende Delikatessen seinen Beifall. Trotz alledem hatte er — zur äußersten Verwunderung aller seiner Verwandten, die so etwas nicht für möglich gehalten, seine Examina an der Universität mit Auszeichnung bestanden